

Gelände und Bebauung am Zürichsee

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **85/86 (1925)**

Heft 19

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-40219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Figur nur einmal in demselben enthalten ist, so kann man die Radien und Kreise dieses Netzes als Bilder der Grundströmungen verwenden und, nach Konstruktion des, die abgebildete Grundfigur umgebenden Koordinatennetzes, die Hilfstromlinien nach der in der Arbeit verallgemeinerten Theorie und Rechnungsmethode bestimmen, und dann die Uebertragung in Gitter durchführen; die richtungstreue Aufeinanderfolge der Hilfstromlinien im photographischen Bild und die Form derselben weisen auf diese Verwendung des polaren Netzes hin.

Das Bestreben, das zwar nicht schwierige, aber wegen der im polaren Netz nach Aussen zunehmenden Vergrößerung der Netzelemente umständliche Arbeiten in demselben zu vermeiden, veranlasste den Vorschlag zur Verwendung des konfokalen Netzes als Konstruktionsnetz.

Zürich, im Oktober 1925.

F. Präsil.

Gelände und Bebauung am Zürichsee.

Die nachstehenden Ausführungen von Arch. Emil Roth (Glarus-Zürich) entnehmen wir (in unverändertem Wortlaut) mit seiner und der Redaktion des „ABC“ Erlaubnis dieser Zeitschrift, die uns auch die drei Bildstöcke zur Verfügung stellt. Wir benützen den Anlass, diese stets anregenden „Beiträge zum Bauen“, die künftig in doppeitem Umfang erscheinen sollen, neuerdings der Beachtung zu empfehlen.

Red.

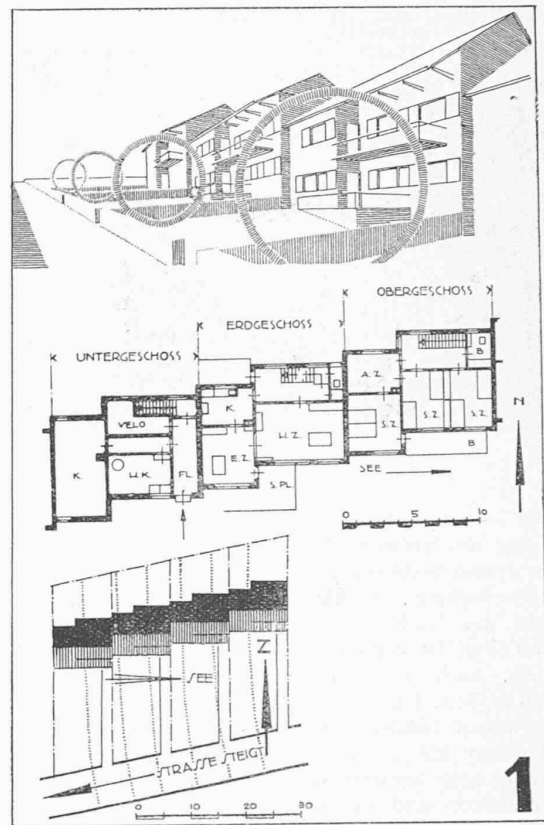
„Es gibt dicht bebaute Uferstrecken am Zürichsee von betrübendem Eindruck — völlige Zersplitterung der Kräfte — Chaos.

Es fehlt nicht an der Landschaft; die ist voller Einheitlichkeit in Charakter und Richtung. Molasseterrassen beherrschen das Bild, horizontal am untern, leicht ansteigend am obern See; die Kraft der Gletscher hat die Schichtungen durchstossen, die ausgeprägten Stufen geschaffen, mit langgezogenen Moränen überschüttet; alles ist von diesem übermächtigen Strome gerichtet — die Wälder auf den Höhen, die Hochmoore zwischen den Moränezüge, der Lauf der Bäche — immer wieder abgedrängt vom natürlichen Bestreben —, das Tal der Sihl bis hinauf zu den Hängen der Albiskette. Wer die Kuppen westwärts überschreitet, empfindet nach jeder Mulde, nach jeder Kante einen neuen Raum — neu das Verhältnis zur Fläche des Sees, zum Kilchberger Plateau, zum Albis; aber wo er auch stehen mag, im Hochmoor, auf den Wiesenterrassen oder am Weinberghang, stets weist die Weite eindeutig dorthin, wo einst das Gletscherende vor seinem Rückzug rastete, wo auf den Trümmern der Endmoräne die Stadt gebaut wurde. Es fehlt nicht an der Landschaft; es fehlt irgendwo am Menschenwerk — das wirkt betrübend.

Und das Betrübende liegt nicht schon in der Umgestaltung der Landschaft — als ob der Mensch je irgendwo etwas schonen könnte, wo er mit seinem Willen, seiner Regsamkeit eingreift; mit seinem blossen, mit seinem eigentlichen Dasein zerstört er doch und baut wieder, wie die Natur baut und wieder zerstört. Ein flüchtiger Blick mag uns wohl täuschen; ein Blick von Horgen hinüber an das andere, so stille Ufer mag uns vorspiegeln, als hätte der Bauende harmlos träumend sich eingenistet in das Land. Doch hat der Bauersmann niemals wahllos da und dort seine Heimstätte aufgerichtet; abwägend hat er sein Haus da gebaut, wo er Wasser fand oder ebenen Boden oder Acker und Weinberg in seiner Nähe. Und so kommt es, dass wir die Höfe einzeln treffen oder in losen Gruppen in Mulden zwischen Bäumen, am Böschungsrande, zu Ortschaften vereint bei den Bachmündungen. Und was unser Auge fasst als taktvolles Einfügen in den Rhythmus des Geländes, ist mehr als nur Einfügen, ist sicheres Wollen, bedeutet Besitz ergreifen, benützen was die Natur bietet — der Mensch hat sich in den Sattel geschwungen.

Im Grunde bleibt seine Gestaltungsweise stets dieselbe; aber wo seine Hände gedrängt sind, sein Arbeitstempo sich beschleunigt, da wird seine Gestaltung die dominierende — da wächst auch die Verantwortung für das neue Gebilde. Und wenn er nun darin versagt, in seinem Werk sich offenbart als kleiner Pflücker vor der entthronten Natur — dann freilich haben wir Anlass, uns zu betrüben. . .

Wir, wie angesät, stehen die Häuser an den Hängen, jedes ein kleines Einzelding, und wenig ist zu spüren von den Kräften, denen sie eigentlich ihr Dasein verdanken, wenig von Verbundensein mit dem Zentrum, wo doch alle diese Werte geschaffen werden — mit der Stadt. Nur Häufung verraten die Häuser, nicht Organismus — Kleinlichkeiten, rührende Illusionen. [Die neuen Häuser! Die Red.]



Vor allem die Illusion, es sei auf die Dauer möglich, in einem geordneten Gemeinwesen zu arbeiten, wo jeder nicht sein könnte ohne das Dasein der vielen anderen, und dann sich völlig zu lösen von der Arbeitstätte, von Dingen und Menschen, draussen zu wohnen im freien Land, selbstherrlich wie ein Schlossherr oder einst ein Bauer auf seinem Hof — Fernsicht nach allen vier Seiten und Fenster und Garten auf allen vier Seiten, Wind an allen vier Ecken.

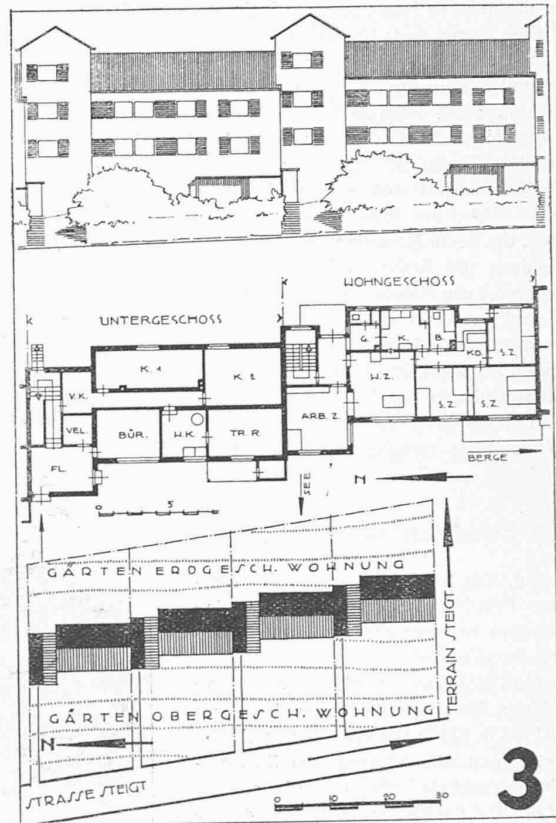
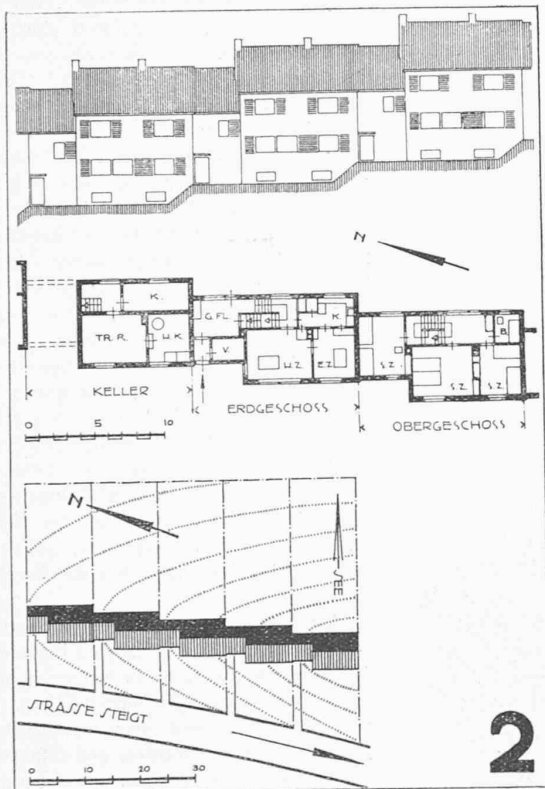
Häufung ist nun einmal da, ist unvermeidlich, wo eine Stadt ausstrahlt ins Land, ist an sich noch nicht schlecht; bemüht ist das Fehlen der entsprechenden Form; Häufung verlangt Ordnung. Und die schafft man nun freilich nicht mit nur äusseren Dingen, mit Bauordnungen — sieben Meter Grenzabstand; schafft sie nicht mit Baukollegien, auch nicht mit ästhetischen Vorschriften — alle Giebel nach dem See. Es ist nötig, dass man sich Realitäten nicht verschliesse, dass man anerkenne, wie sehr doch des Einzelnen Persönlichkeit und Leben eingefügt ist in ein grösseres Gebilde, dass man im Denken, Planen und Arbeiten ein grösseres Ganzes im Auge behalte.

Wir greifen hier nur die technischen Forderungen heraus; lassen hiervon wiederum jene beiseite, die die Produktion betreffen, sprechen von der Planung.

Die kleinen Orte am See verlieren sukzessive den Charakter selbständiger Zentren, sie wachsen zusammen zu zwei langgestreckten Wohnvororten der Stadt; die Stadt speist sie, durchdringt sie.

Organisiert sind heute schon die Verkehrswege — Bahnen und Hauptstrassen; sie sind fast durchwegs nur zu ergänzen. Bezeichnend ist ihr Gerichtetsein nach der Stadt, ihr nahezu paralleles Laufen mit der Uferlinie in natürlicher Uebereinstimmung mit der Bodenformation. Nur ganz wenige, die Höhen querende Verbindungen sind vorhanden und nötig, häufiger auf dem rechten Ufer südostwärts von Terrasse zu Terrasse steigende Strassen. Weniger befriedigen die Nebenstrassen; sie stehen in Beziehung zu der unglücklichen Bebauung; Unklarheiten sind weiter bedingt durch die Bahnstationen, die noch eine Weile Sammelpunkte im Verkehrsfluss sind, d. h. solange, bis Tramlinien oder Autoverkehr die Anzahl der Anschlusspunkte ganz wesentlich vermehrt haben werden. Dann wird der Charakter der Wohnstrassen viel eindeutiger zum Ausdruck kommen — schlank von der Verkehrsstrasse abbiegend, vorwiegend südwärts steigend, die Hänge zu erschliessen, horizontal verlaufend, wo eine Terrasse erklimmen ist oder ein Hochmoor.

AUS: „ABC — BEITRÄGE ZUM BAUEN“



Völlig unorganisiert ist die Bebauung selber. Es ist das Reihenhäus, dem die Aufgabe zufällt, klärend einzugreifen; es ist doch die Hausform, die bei gleichbleibender Grundstückfläche durch Konzentration in einer Richtung grössere Weite in der querstehenden schafft, geordnete Massen und gerichtete Räume — in unserm Fall gleichgerichtet dem Becken des Sees, den Hochmooren, den Moränen.

Ist doch das Reihenhäus die Form, die Ersparnisse gegenüber dem freistehenden zulässt — Ersparnisse, die auch betreffend Strassenkosten sehr effektiv sein werden, wo Querstrassen unentbehrlich sind.

Aber wir meinen mit Reihenhäus nicht das geistig so billige Produkt, das entsteht durch Ausbreiten eines Harmonikaplanes — abwechselnd Bild und Spiegelbild; wir meinen mit Reihenhäus nicht das willfährige Objekt zu Siedlungsteppichmustern.

Gemeinwesen bedeutet nicht Verneinen einer kleinern Gemeinschaft; Familie bedeutet nicht Verleugnen des Einzelnen; Reihenhäus bedeutet nicht Verschleiern einer Reihe kleinerer Einheiten.

Reihenhäus ist Reihen gleicher Einheiten; Reihen aber heisst Bekennen einer Richtung — nicht Ausrichten sondern Gleichrichten, heisst Bekennen der Horizontalen — nicht Nivellieren, sondern stets erneutes Ansetzen der Horizontalen.

Dies die allgemein gültigen Gestaltungsgrundsätze; es stossen hierzu die Forderungen aus der besondern Lage — Häufigkeit steigender Strassen, Notwendigkeit klaren Abstützens gegen den Hang, Blick und Windrichtungen. Staffelung ist die Erfüllende, die Form — Staffelung nach der Höhe und nach der Tiefe.

So ist jedes Haus eingeordnet, geöffnet in Beziehung gebracht zur Umwelt; und doch wieder ein Ruhepunkt in der Flucht; weit-sichtig der Wohnraum, der Garten gefasst.“

Die ungewollte Kunst der Technik und der Natur.

[Im Hinblick auf die, besonders im Schlussabsatz, über die „Schweizer Stadt“ (Seite 235 dieser Nummer) vertretene Auffassung über die Entstehung unserer alten Städte und ihrer Schönheiten finden wir eine treffliche Ergänzung nach der andern Seite in der „N. Z. Z.“ (Beilage „Technik“ vom 28. Oktober d. J.). Mit dem uns nicht bekannten Einsender nicht in allem, wohl aber im Wesentlichen einig gehend, geben wir, mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion, seine Ausführungen hier ungekürzt wieder. Red.]

Sei es aus Bequemlichkeitsgründen oder aus Schulwissenschaft — ein gewisser Hang nach Zerlegen und Abteilen, ein Einteilen und

Absondern und insbesondere ein Beurteilen und Verfechten aus diesen Fragmenten des Ganzen heraus ist ein Merkmal unserer Zeit. Aber mir scheint es kein gutes Merkmal zu sein, namentlich dann, wenn in diesen oft bis zur Unmöglichkeit abgespaltenen Abteilungen gefochten und gekämpft wird, ungeachtet des Umstandes, dass solche Abteilungen in letzter Linie nur eine Funktion des grossen Ganzen sein können. Dieses grosse Ganze kann nie gross genug angesehen werden, und dann wird ein Unterabteilen auch seltener zu kurzem und einseitigem Beurteilen führen. Das Kleine soll uns zum Grössern und das Grössere zum Grossen führen, von dem alles Kleinere abhängig ist. Aus diesem Gedanken heraus ist das Kleine in seiner Gesamtheit logischerweise nicht nebensächlich. Aber ein Anhäufen von Kleinem, ohne an ein Grosses zu denken, führt zu Bruch und Sturz und Zermürbung.

Das ist das Hehre der Technik, dass sie im logischen Denken und Streben nach gewollten, ganzen Werken das Grössere wie das Kleinere in seiner Wesensart zu erfassen und zu einem harmonischen Ganzen zu fügen sucht. Wo solches Streben zur Tat wird, da stehen wir vor einem Werk, wo jede Einzelheit nach Massgabe ihrer Art und Fähigkeit ihr Bestes leistet — und dieses Zusammenwirken aller beteiligten Elemente zu einem kraftvollen, gewollten Ganzen gibt diesem Werke Linie und Form, gibt ihm sogar etwas seelisch Ergreifendes, es wird zum plastischen, körperlichen Kunstwerk¹⁾; die Technik wirkt künstlerisch durch ihre Logik; die (in engerem Sinne malerische) Kunst der Technik ist jedoch nicht Endzweck, sondern ein gutes technisches Werk wirkt künstlerisch durch die Logik der Zusammenstellung; die dem Werke innewohnende Kunst ist eine logische Begleiterscheinung des technisch wohlgedachten Werkes! (Wir unterstreichen, Red.)

Und in diesem Sinne wirkt ja auch die Natur künstlerisch. Auch in der Natur baut sich alles logisch und möglich auf — das Unmögliche stürzt und fällt so lange zusammen, bis etwas Grösseres Halt gebietet und Sicherheit schafft. Jede Formgebung in der Natur und jedes Farben- und Lichtspiel hat seine technische Logik letzten Endes und kann in jedem Moment bei den gegebenen Verhältnissen überhaupt nicht anders sein. Der Maler hat ein gutes Empfinden

¹⁾ In unserer Einführung zur Darstellung der „Alten Städtchen und Siedlungsformen“ an der Landesausstellung Bern 1914 haben wir gesagt, die Schönheit unserer alten Städte, Städtchen und Dörfer offenbare sich als „ungekünstelte“, oft aber sehr kunstvolle Ausdrucksform für die Befriedigung der jeweiligen Lebensbedürfnisse der Bewohner. Vergl. „S. B. Z.“ vom 26. Sept. 1914, mit Plänen und Bildern. C. J.